



Nummer

173.

Montag,

21. Juli 1817.

Vergangen.

Von Ihr getrennt wird mir die Welt zu enge,
Und ohne Sie dünkt alles mir so leer,
Ich bin allein im wogenden Gedränge,
Nach Ihr nur schaut mein Auge weit umher.
Ach kalt und todt ist Alles in der Menge!
Herz! brichst du Herz? Was kloppst du bang und
schwer?

O nach Entfloh'nem wend' ich mein Verlangen,
Und meine Freude ist verrauscht, vergangen.

O komm, du Götterkind! mit goldnem Flügel,
Und tröste mich, so bin ich nicht allein, —
Erinnerung! o leihe deinen Spiegel
Dem nassen Auge, gern sieht es hinein.
Dort wandelt hin ein Schattenbild am Hügel
In heller Mondnacht trügerischem Schein:
Und so ist auch die schöne Zeit vergangen,
Und nach Entfloh'nem wend' ich mein Verlangen.

F. R. Herrmann.

Das Gemälde.

(Fortsetzung.)

Sie erreichten eines Abends ziemlich spät ein
Wirthshaus, wo sie zu übernachten beschloffen. Als
sie während der Dämmerung in der Wirthsstube
am Theetische saßen, trat ein fremder, wohlgeklei-
deter Reisender in die Thür, mit einer Reisetasche

auf dem Rücken. Er grüßte den Wirth freundlich,
drückte ihm die Hand, und sagte: Es ist mir lieb,
Herr Wirth, daß ich diese Nacht bei Ihnen zubrin-
gen kann. Die verwichene Nacht ist mir nicht so
behaglich vergangen, obgleich in der That äußerst
merkwürdig. Diese Worte erregten allgemeine Neu-
gier, und nun sprach der Fremde folgendergestalt,
nachdem er seine Pfeife an einer Kohle der Thee-
maschine angezündet und sich zum Theetisch gesetzt
hatte.

„Ich war gestern grade auf einer botanischen
Wanderung im Walde gewesen, und kam gegen Abend
in ein einzeln liegendes Wirthshaus ungefähr mitten
im Forst. Das einzige gute Bett stand oben in
einem altfränkischen Saale, welcher voll Schildereien
hing. Obgleich es allemal etwas Grauliches hat, in
einem öden Zimmer allein zu liegen, so besann ich
mich doch nicht lange. Der Aufwärter setzte mir ein
Licht auf den Tisch und verließ mich. Ich machte
es mir bequem, ging in dem altväterischen Saale
etliche Male auf und nieder, und vertrieb mir die
Zeit damit, die steifen Porträts zu betrachten, wel-
che an den Wänden hingen. Da waren mehrere Hel-
den aus dem siebzehnten Jahrhunderte mit Allongens-
perücken über den blanken Harnischen, und mit brei-
ten Manschetten über den steifen Streithandschuhen.
Die Damen waren knapp geschnürt; die runden ge-
schminkten Gesichter blickten freundlich unter dem
bepuderten Haarbau hervor; zwischen dem Daumen
und dem Zeigefinger hielten sie eine Rose oder einen

Fächer. Mir kam es vor, man könnte keine bessere Satyre auf ein Zeitalter machen, welches uns so oft in Versen wie in Prosa als das goldene angepriesen wird! Es unterhielt mich so zu spazieren und diese Herren und Damen zu betrachten. Das breite Ritterband über den Harnischen oder die vergoldete Krone auf dem Rahmen überzeugten mich mehrerwärts, daß ich die Ehre hatte, in vornehmer Gesellschaft zu seyn. Einige Stücke waren so schwarz, daß nur die Gesichter von dem dunklen Grund abstachen, übrigens ganz fleißig gemalt, aber ohne Ausdruck.

„Unter allen diesen Stücken nahm es mich Wunder eins zu sehen, welches umgekehrt an der Wand hing. Ich konnte nicht begreifen, woher diese Bescheidenheit kam, und dachte, es verdiene wohl eben so gut das Tageslicht zu sehen, wie die andern. Ich wandte es also ruhig um. Wie erstaunte ich aber, als ich das Bild eines schönen jungen Mannes aufdeckte, welcher anfangs ruhig vor sich hinzublicken schien, wie jedes andere Porträt, dann aber, je weiter ich in dem dunkelerhellten Saale zurücktrat, mich mit einer seltsam schauerlichen Miene anstarrte. Mir ward zuletzt ganz wunderbarlich zu Muthe; ich konnte diesen Anblick nicht ertragen, und war im Begriff, das Bild wieder umzukehren. Aber wie ich näher trat, ward das Gesicht mir wieder minder fürchterlich, und ich dachte: Es ist wohl nur Einbildung. Ruhig ging ich nun hin, mich bei meinem Bette auszukleiden. Aber als ich eben in das Bett steigen und das Licht auslöschen wollte, fielen meine Augen wieder unwillkürlich dahin, und nun schien es mir, als drohe mir dasselbe mit einer verzweifelnden, stillen, grausigen Miene. Mein Herz schlug stärker, als hätte ich gegen das Bild eine Sünde begangen. Ich war mir keines Fehlers bewußt; aber meine Phantasie war nun einmal aufgeregter, und ich muß zu meiner Beschämung nur bekennen, daß ich nicht ruhig einschlafen und das Licht auslöschen konnte, ehe ich nicht das Bild von der Wand herabgenommen, aus der Thür auf die Treppe gestellt, und die Thür fest hinter mir verschlossen hatte.

„Am Morgen, da der Aufwärter meinen Kaffee brachte, hörte ich ihn vor der Thür lachen. Hast Du schon wieder den Leuten Angst gemacht? sagte er; das ist doch sonderbar! — Sind es Mehrere, denen so zu Muthe geworden ist, als sie das Bild sahen? fragte ich. — Allen, die hieher kommen, versetzte er; deshalb haben wir uns genöthigt gesehen, es an der Wand umzukehren. Warum ließen Sie es nicht

so hängen, mein Herr? — Ihr habt gut reden, rief ich; zuerst reizt Ihr der Leute Neugier, und dann verwundert Ihr Euch, daß man sie befriedigen will. — Die Wahrheit zu sagen, gab er zur Antwort, mein Hausherr weiß es ganz wohl, und er behält das Stück eigentlich als einen Magnet, der Gäste in das Haus zieht. Denn ungeachtet alle Menschen bange davor werden, so können sie doch nicht umhin, sich einander ihren Schrecken zu erzählen, und die Leute mögen lieber vor etwas Besonderem schauern, als sich über etwas Alltägliches langweilen. Es sind Mehrere hier gewesen, welche wieder kommen, bloß um das Bild noch einmal zu sehen.

„Ich hätte mich gern länger aufgehalten, um den Wirth auszuforschen, wie er zu dem Bilde gekommen; da ich aber merkte, daß er einen Preis auf sein Geheimniß setzte, und da ich überdies, als ich das Bild bei Tage und in Gesellschaft betrachtete, mich nicht mehr so erschüttert fühlte; so schrieb ich die sonderbare Wirkung mehr auf meine, als auf des Bildes Rechnung, und setzte ohne Bedenken meinen Weg weiter fort.“

Alle verwunderten sich über diese Erzählung; aber Niemand mehr als Ludwig, der sie mit dem verband, was er unterwegs in dem heimlichen Bericht gesehen hatte. Indes wollte er Mathilden und Kamilla nicht mit einer flüchtigen Hoffnung täuschen, und obgleich auch diese schon anfangen, allerlei zu vermuthen, so vermied er doch so viel als möglich ein ausführliches Gespräch.

Sie legten sich, von der Reise ermüdet, zeitig zu Bette; am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise weiter fort. Man kann leicht vermuthen, daß Ludwig den Weg nach der sonderbaren Waldherberge einschlug.

Mittags langten sie in einem Nonnenkloster an. Die Pförtnerin brachte den durstigen Damen ein Glas Milch, und lud sie vor der Thür so freundlich und gastfrei ein, daß sie Lust bekamen, dort einige Stunden zu verweilen. Dies kam Ludwig wie gerufen, da er auf diese Weise am besten ohne Zeugen auf sein Abenteuer ausgehen konnte. Er bat sie, sich nicht zu beunruhigen, wenn er die Nacht ausbleiben sollte. Sie versprachen ihm dies, und trösteten sich damit, daß doch etwas sich fand, welches ihm die Entbehrung eines Vergnügens, wovon sein Geschlecht ihn ausschloß, ersetzen konnte. Die Heiligkeit des Ortes, das Fromme, das Stille, das Romantische der Umgegend, gab ihm ebenfalls eine Art Ver-

trauen zu seinem Vorhaben, und ließ ihn einen glücklichen Ausgang hoffen.

Ludwig wanderte seines Weges nun allein, mit einem Känzel auf dem Rücken, in welches die frommen Schwestern ihm das Mittagmahl gepackt hatten, das er nicht in ihrer Gesellschaft einnehmen durfte. Wie ein Robinson irrte er umher in dem düstern Forste. Als er hungrig ward, setzte er sich unter einen kühlen Baum und hielt seine Mahlzeit. Hierauf nahm er wieder den Wanderstab in die Hand, und richtete es so ein, daß er erst am Abend, da es schon ziemlich dunkel war, bei der beschriebenen Schenke ankam.

Er pochte an der Thür. Der Aufwärter schloß auf und kam heraus mit einem Licht in der Hand. Kaum hatte er die Leuchte gegen Ludwig gewendet, und ihm in das Gesicht geleuchtet, als er wie eine Leiche erblasste, mit den Zähnen klapperte, die Leuchte fallen ließ und davon lief. Ludwig stuzte, doch faßte er sich wieder, und trat näher. Er kam in die Gaststube und fand sie leer. Er setzte sich einige Augenblicke und wartete; da aber Niemand sich zeigte, ging er in das nächste Zimmer. Du Narr, hörte er eine Bassstimme sagen, was hast Du für Grillen im Kopf? Du setzt uns alle in Schrecken. Nun will ich hinein und die Sache mit meinen eigenen Augen untersuchen. Indem riß der Sprechende die Thüre mit Gewalt auf, grade als Ludwig mit dem Licht in der Hand hineintreten wollte. Es ist richtig! das ist er! rief ein dicker Mann und schlug die Thür wieder zu; es ist um uns geschehen! — Dies Benehmen kam Ludwig so seltsam vor, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte; da er aber die Thür zur Treppe offenstehen sah, eilte er hinaus, stieg die Treppe hinauf, und stürzte in den großen Saal, um sich von der Ursache des sonderbaren Vorfalls, welche er schon zu ahnden anfang, vollends zu überzeugen.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, als er sogleich sah, daß die umgekehrte Schilderei hier an der Wand hing. Hineilen, auf einen Stuhl springen, sie umwenden, und — sein eignes treues Bild sehen, war das Werk eines Augenblicks. Nun zweifelte er nicht länger mehr, wer es gemalt hatte. Er stieg herunter, ging hin und betrachtete das Bild in einiger Entfernung, und wirklich starrte es ihn an mit einer so finstern, heimlichen, drohenden Miene, daß er beinahe schon anfang, vor sich selbst bange zu werden. Es kam ihm vor, als wenn das Bild ihn

mit den Worten anredete, womit dort beim Shakespeare der Geist den Hamlet auffodert, wenn er sie nur nach den Umständen abänderte:

Ich bin Deines Freundes Geist:
Verdammt auf eine Zeitlang, Nachts zu spuken,
Und Tags gebannt, zu fasten in der Glut,
Bis die Verbrechen meiner Sterblichkeit
Hinweg geläutert sind. Wär's nicht versagt,
Den Schleier des Geheimnisses zu lüsten,
So hob' ich eine Kunde an, von der
Das kleinste Wort die Seele Dir zermalmte,
Dein junges Blut erstarrte, Deine Augen
Wie Stern' aus ihren Kreisen schießen machte,
Dir die verworren krausen Locken trennte,
Und sträubte jedes einzle Haar empor,
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier.
Doch diese ew'ge Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleisch und Blut!

(Der Beschluß folgt.)

Allen Liebenden am Tage der Bundesweihe.

Parodie,

nach von Hatems: Das Leben gleichet der Blume.

„Die Liebe gleichet dem Traume“

So singen die Dichter — Wohlan!

Wer minnt, soll im Traume nur schweben.

So träumt Euch denn selig durch's Leben!

Froh sey das Erwachen Euch dann!

„Die Liebe gleichet dem Schiffchen“

So singen die Dichter — Wohlan!

Durchsegelt die Ströme des Lebens!

Sucht Ankergrund nimmer vergebens!

Und landet recht glücklich einst an!

„Die Liebe gleichet dem Becher“

So singen die Dichter — Ja, ja —

Drum trinket mit durstigen Lippen,

Die Stunden Euch selig zu nippen!

Nippt Euch zu Papa und Mama!

„Die Liebe gleichet der Blume“

So singen die Dichter — Wohlan!

Der Himmel begieße das Pflänzchen!

So wachsen einst Gretchen und Hanschen

Zum Preise der Liebe heran!

Richard Koos.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Dramatisch-musikalische Notizen.

Als Versuche, durch Kunst-Geschichtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurtheilung, neu auf dem Königl. Theater zu Dresden erscheinender Opern zu erleichtern.
Von Carl Maria von Weber.

Donnerstag, den 24. Juli, erscheint auf dem Königl. Hof-Theater zum erstenmal *Lodoiska*, große Oper in 3 Akten. Musik von Cherubini.

Einer der wenigen Kunst-Heroen unsrer Zeit, der als klassischer Meister und Schöpfer neuer eigener Bahnen, ewig in der Geschichte der Kunst hell erglänzen wird.

Die Tendenz seiner Geisteskraft gehört gleich der Mozarts und Beethovens — obwohl jeder auf seine ihm rein eigenthümliche Weise — dem in unsrer Zeit vorherrschenden — dem romantischen, an.

Ernst, oft bis zum düstern Brüten — stets die schärfest-bezeichnendsten Mittel wählend, daher glühendes Kolorit — gigantisch groß im Auffassen des Ganzen und der einzelnen Situationen — kurz und energisch — manchmal scheinbar abgerissen die Ideen hingeworfen; die aber in dem tiefgedachtsten innern Zusammenhang stehend, mit dem üppig gewürztesten harmonischen Reichthum geschmückt, recht das wahrhaft bezeichnende dieses Ton-Schöpfers ausmachen, und die Tiefe seines Gemüthes — das bei den großgedachten Conturen und Massen, die reichlichst ausgestattete Ausführung jedes scheinbaren Nebenweiges sorgfältig berücksichtigt — beurkunden — das ist seine Weise.

Aus letzterem entspringt es oft, daß der, welcher nicht im Stande ist das Ganze auch mächtig zu überblicken, häufig in Versuchung kommt, einen Theil fürs Ganze zu nehmen, und so auf Abwege zu gerathen, die ihn die Absicht des Componisten nicht errathen — oder zerstückelt erscheinen lassen. Dies geschieht vorzüglich der unglückseligen Klasse der selbstzufriedenen Halbkenner. Den unbefangenen Kunstfreund wird es ergreifen, selbst wenn ihm manche Mittel unerhört fremdartig gewählt vorkommen, und er hinterher den Kopf schüttelt, es fast sich selbst übelnehmend, daß ihn sein Gefühl so seltsam überrascht habe, gegen allen musikalischen Anstand, den er bisher in der gewöhnlichen Opern-Musik gelernt zu haben glaubt.

Ein Anflug von Schwermuth ist allen Arbeiten Cherubini's beigemischt, und seine humorreichsten und heitersten Melodien werden immer etwas rührendes in ihrem Innern tragen.

Bei seiner Art zu arbeiten, läßt sich am allerwenigsten die ohnedies so einseitig bezeichnende und das Kunstwerk so elend in 2 Hälften theilen wollende Redensart, dies oder jenes Musikstück sei besonders schön instrumentirt, anwenden. Ein wahrer Meister hat im Augenblicke des Erfindens auch alle ihm zu Gebote stehende Mittel als Farben vor Augen. Er denkt sich so wenig als der Maler eine nackte Gestalt die er erst später mit glänzenden Lappeten und Steinchen aufputzen möchte. Ja! unter dem reichen Faltenwurfe entdeckte man allerdings die innere Ursache desselben in der ihn erzeugenden Muskel zc. aber das Ganze muß ganz gedacht seyn, sonst bringt es auch nur Halbheit vor das Auge oder Ohr des Genießenden: ist ein angeputzter Gliedermann, und keine lebende Gestalt.

Bei Cherubini geht dieses Verschmelzen aller Mittel zum Total-Effekt oft so weit, daß man ihm häufig, aber gewiß mit Unrecht, Mangel an Melodie vorgeworfen hat, und es ist nicht zu läugnen, daß er der Melodie des ganzen Musikstückes, oft das gewöhnlich als eigentlich Melodie führend angenommene Mittel des Sängers, untergeordnet hat.

Wenn dies allerdings nicht in seinem ganzen Umfange zur Nachahmung zu empfehlen ist, so liegt auch wohl größtentheils (namentlich in Arien wo es am wenigsten zu billigen) Entschuldigung für ihn darin, daß er für französische Sänger, sive Schreier, schrieb, die den Ausdruck des Affekts mehr in der, durch die Orchester-Belebung höher potenzierten Deklamation suchen, da hingegen der Italiener mehr durch sich und durch den eignen Gefühlsausdruck wirken will; und der Deutsche (Mozart) abermals beides in sich zu vereinen sucht.

Obige Vermuthung findet ihre Gründe in den verschiedenen Werken Cherubini's. Diejenigen derselben, deren Charakter die höchste Leidenschaftlichkeit erfordert, sind ganz in diesem Style geschrieben, der auch seiner Natur am innigsten verwandt und lieb ist. Die erste dieser Gattung war *Lodoiska* (Paris 1791) ihr folgte am meisten hervorragend, *Elisa* 1794. *Medea* 1797. Andre Gefühlsart heischend, und aller Herzen gewinnend erschien 1800 *les deux Journées* oder der allgemein hochgeliebte Wasserträger. In *Faniska* (1806 Wien) verschmolzen beide Gattungen in eins, nur scheint es mir manchmal als habe Cherubini sich doch zuweilen etwas Zwang angethan, um auf den weichlich gewöhnten Wiener Geschmack einige Rücksicht zu nehmen.

Wahrscheinlich hätte sein Genius eine andere Richtung genommen (jedoch gewiß immer eine höchst eigenthümliche) wäre er in seinem Vaterlande Italien, wo er zu Florenz 1760 geboren ist und bei Catti seine bedeutendsten Studien machte, geblieben.

Merkllich unterscheiden sich seine von 1780 mit *Quinto Fabio* begonnenen theatralischen Werke, von diesen spätern — deren Epoche mit *Lodoiska* begann — obschon derselbe tiefe Ernst schon auf jenen ruhte.

Die Wirkung die Mozarts und Haydn's Werke auf sein Gemüth machten, bestimmten ihn einen neuen Weg zu gehen; so wie das wahre Genie immer bei Bewunderung des Fremden, nicht dessen Nachahmer wird, sondern nur dadurch den schonen Anstoß erhält neue Bahnen zu finden.

Seine letzte Oper *Pogmalion*, und die *Abeneragen*, haben sich noch nicht in Deutschland verbreitet; die bereits genannten aber desto mehr.

Im Cammerstyl hat man mehrere Kantaten zc. von ihm, eine dreistimmige große Messe, und eine vierstimmige soll vollendet seyn.

Als einer der Inspektoren des Conservatoriums zu Paris, dankt die Kunst viel seinem Eifer und seiner ächt künstlerischen Strenge.

Er lebt still, eingejogen, im Kreise der Seinigen, ist so bescheiden als groß, und beurkundet auch als Mensch den wahren Künstler, der nur in Reinheit des Herzens und der daraus entspringenden innern Ruhe ganz sich dem innersten Heiligthum der Kunst nahen kann.